Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 15 — **Halle a. S., Sonntag, den 13. April** — **1913**

cher. Man findet, wenn man den kalten Block vorsichtig zerschlägt, in den Kalkstücken große vorzügliche Rubine, die nach dem Schliff von natürlichen Steinen nicht mehr zu unterscheiden sind. Dies hier geschilderte Thermitverfahren hat das erste brauchbare Verfahren zur Herstellung künstlicher Edelsteine, aber es ist nicht das einzige. Man hat dann weiter gebaut und noch andere Verfahren ausgearbeitet, die aber letzten Endes alle darauf hinauskommen, daß die Grundstoffe des natürlichen Steines in sehr großer Hitze geschmolzen und dann unter starkem Druck gekühlt werden. Der Effekt aller dieser Arbeiten gipfelt darin, daß man heute so ziemlich die sämtlichen zur Gruppe der Edelkorunde gehörigen Schmucksteine, insbesondere Leukosaphire, Saphire, Rubine und Topase, künstlich herstellen kann. Damit ist etwas erreicht, was diese Jahrhunderte hindurch ein Traum der Menschheit war. Man kann heute Taubentrubine, die natürlich etwa 50 000 Mark wert sind, künstlich für 500 Mark bekommen. Kleinere Steine sind natürlich entsprechend billiger und tatsächlich ist es heute auch den minderbemittelten Kreisen möglich, sich Schmucksteine zu leisten, die vor zehn Jahren noch ein Vermögen gekostet hätten. Langsam aber sicher werden denn auch die alten minderwertigen Glasflüsse, die man früher zum Schmuck verwendete, durch diese künstlichen Steine ersetzt.

Das ist die Lichtseite der Erfindung. Aber auch die Schattenseite fehlt nicht. Die künstlichen Steine sind, wie gesagt, den natürlichen vollkommen ebenbürtig. Trotz allem, was auch aus begreiflichen Gründen und von interessierter Seite dagegen gesagt werden mag, sie es selbst mit den feinsten optischen Apparaten nicht möglich, Natur- und Kunststeine zu unterscheiden. Der Erfolg einer solchen Erfindung mußte natürlich darin bestehen, daß auch die Preise der natürlichen Steine gewaltig fielen, denn wenn man eine Sache für 20 Mark haben kann, so wird man nicht tausend ausgeben. Sog so sind gewaltige Werte, die in altem Familienschmuck und den Lagern der Juweliere vorhanden waren, tatsächlich vernichtet worden. Aber schließlich wirken von diesem Schaden nur wenige Personen betroffen, während der breiten Menge dafür heute echter Schmuck zu niedrigen Preisen zugänglich ist.

Mannigfaltiges.

Arabesken der neuen Mode.

Das Wort Chamforts, das man die Eleganz nicht so an Schnitt und Art der Tracht, als an dem „Drum und Dran" der Toilette erkenne, behauptet heute mehr denn je seine Geltung. Die Arabesken der Mode, die in pikanteem Gewirr die großen Grundlinien umspielen, wollen vor allem beachtet sein, wenn die Nüancen des neuen Stils zum rechten Ausdruck kommen sollen. Geben doch diese kleinen Dinge dem Ganzen erst den rechten Ton und die moderne Note!

Im Zeitalter der Suffragetten ist es ja nicht verwunderlich, daß neben dem typisch weiblichen Grundton, den die Mode in der Hervorhebung von Taille und Hüften anschlägt, ein männlicher Unterton mitspielt, der in Einzelheiten des Kostüms hervortritt. So tragen die Damen beim Promenadenkostüm jetzt direkte Herrenwesten mit Taschen, und es ist eine ebenso pikante wie neuartige Geste der Dame, wenn sie mit der Hand in die Westentasche fährt. Zu dieser Weste und dem Schneiderkleid werden weiße Derby-Handschuhe getragen mit großen schwarzen Nähten, die etwas an den Jockey erinnern, und Gamaschen aus Antilopenleder oder schwarzem Lackleder mit Hornknöpfen. Die Form der Schuhe ist immer noch amerikanisch, leicht eckig, wenn auch die plumpe Breite aufgegeben ist. Gelbe und braune Schuhe, die eine Zeitlang streng verpönt waren, tauchen wieder auf; die Schuhe mit braunen Spitzen, die man schon im Winter sah, waren die Vorläufer dieser neuen Mode. Das Oberleder muß beim modernen Schuh vom Fuß verschieden sein; es erscheint häufig gestreift in Geld und Weiß oder Grau und Weiß. Strumpfbänder, die man durch hygienische Strumpfhalter ersetzt hatte, kommen wieder um ihr altes Recht in der Frauenkleidung. Man sieht entzückende Bänder in feiner Stickerei, mit niedlichen Rosen geschmückt und prächtigen Schnallen geziert. Ueberhaupt kontrastiert die Unterwäsche in ihrer zarten und duftigen Feinheit mit der etwas derberen Art des Promenadenkostüms, in dem die Dame das Männliche betont. Das Sportmäßige akzentuieren auch gestrickte Sachen, die mehr denn je modern sind. Man trägt gestrickte Schals und gestrickte Jacken in möglichst lebhaften Farben, und die gleiche Handarbeit ist in Handtaschen, ja auch in Lampenschirmen und Kissen beliebt.

Das Hauskleid, bei dem der bisher beliebte Seidenmusselin durch Tüll ersetzt wird und Spitzen die Hauptgarnierung bilden, soll mit dem Raum, in dem es getragen wird, harmonieren. Die Dame wird also die Farben nach dem Grundton ihres Salons oder Boudoirs auswählen, und wenn sie die letzte Finesse der Mode befolgen will, dann wird sie auch den Stil der Möbel festhalten, zu einem Empire-Salon also ein Empirekleid und zu einem Rokoko-Boudoir eine Toilette mit Wespentaille und ausladenden Rockdrapierungen anlegen.

Goldene Kleider.

Eines der kostbarsten modernen Damenkleider hat vor einiger Zeit, wie eine englische Zeitschrift ausführt, in Los Angeles in Kalifornien sein Debut befunden. Die Trägerin war Frau Klara Baldwin Stocker, eine der reichsten Frauen Kaliforniens, die von ihrem Vater, dem „glücklichen Baldwin", ein Vermögen erbte, das auf 60 Millionen geschätzt wird.

Frau Baldwin Stocker erschien in der Oper in einer prachtvollen Gesellschaftsrobe, die über und über mit echten Juwelen geschmückt war. Das Kleid bestand im übrigen aus weißem Atlas, der aber nur die Folie zu dem prachtvoll gewebten echten Goldnetz bot, das den Clou der Toilette bildete. „Mit ihrem goldschimmernden Gewande, den blitzenden Edelsteinen, den brillantbesetzten Schuhen und dem herrlichen Diamantendiadem", so berichtet ein Augenzeuge, „erschien sie wie die Gestalt aus einem Märchenbuche, die durch ein Wunder in diese Welt verschlagen worden war." Aber von einem Wunder war allerdings keine Rede, denn dieses Kleid aus Gold hat zusammen mit den Juwelen nach den Schätzungen von Kennern einen Wert von rund 1 450 000 M.

Das erinnert an das Aufsehen, das vor einiger Zeit eine reiche und exzentrische Amerikanerin machte, als sie auf einem Redvorter Ball in einem Kostüm erschien, das über und über mit Goldmünzen besetzt war. Ihre Schuhe waren mit echten Goldplättchen belegt, und sie trug an jenem Abend eine massiv goldene, mit Juwelen besetzte Krone, die ihre 100 000 M. gekostet hatte. In dem Atelier von Worth, dem berühmten Schneider, war vor einiger Zeit als Schaustück ein Ballkleid mit langer Hofschleppe ausgestellt. Es war aus altem Moiree hergestellt, mit reicher echter Goldstickerei überzogen; und dieses golddurchwirkte Gewebe war mit echten Perlen besetzt. Worth bewertete dieses Kleid auf 240 000 M.; was aus dem Gewande geworden ist, weiß man nicht, aber ein Angebot von 200 000 M. wurde abgelehnt.

Auch Sarah Bernhardt besaß vor einigen Jahren eine Robe, die über und über mit kostbaren Edelsteinen besetzt war. Die Schleppe dieser Robe, die aus elfenbeinfarbener Seide gearbeitet war, trug einen echten Hermelinbesatz; um den Rock aber schlang sich ein Band, das mit 1800 Juwelen geschmückt war. Die berühmte Tragödin hatte 30 000 Mark für diese Robe angelegt. Aber bei diesen hübschen Preisen darf nicht vergessen werden, daß das Geld nicht verloren ist, wenn das Kleid abgelegt wird, denn die Juwelen verlieren ihren Wert nicht und die zu Stickereien verwendeten echten Goldfäden werden sorgsam wieder losgelöst und können zu neuen Stickereien verwendet werden.

Lustige Ecke.

Vom lustigen John Bull.

Keine Strafverschärfung. Angeklagter: „Herr Richter, tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber schicken Sie mich meine Frau auch ins Gefängnis! Lassen Sie sie frei!" Richter: „Schon gut, wenn Sie, Angeklagter, Ort Sie kommen beide ins Gefängnis, aber jeder in ein anderes." Angeklagter: „Gott sei Dank, dann geht es ja. Ich hatte solche Angst, daß wir beide in dieselbe Zelle kämen." — Veränderte Situation. Warum hat Sie denn die Dame eben so „geschnitten"? Als wir ihr gestern begegneten, begrüßten Sie sie doch so außerordentlich herzlich?" „Ach, das ist meine Schneiderin, und heute früh habe ich ihr Rechnung bezahlt!" — Ein Glück. „Ich höre, Ihr Sohn hat sich in der Schule das Bein gebrochen?" „Ja, es ist wirklich ein Glück." „Ein Glück?" „Gewiß doch. Er kommt sicher nicht wieder aus dem Krankenhaus, ehe die Fußballsaison vorbei ist." — Für Ihre Sorge. Die Szene spielt in einer Villa zur Frühstückszeit. Captain Smith tritt in der Zeitung die neuesten Nachrichten über die Kriegsangst. „Ha!" sagt er mit grimmiger Freude, „ich rieche Pulver in der Luft! Jetzt werden wir Freiwilligen doch mal ernste Arbeit zu tun bekommen." Mrs. Smith in höchstem Entsetzen: „Oh, Charles, hättst Du es nicht für besser . . . Captain Smith: „Was? Ich! Den Abschied nehmen?! Niemals!" Mrs. Smith: „Ach, nicht doch, Lieber, den Abschied brauchst Du nicht zu nehmen, aber nachsehen, ob die Lebensversicherung in Ordnung ist . . .

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 14:

„Posten".

Richtige Lösungen gingen ein 19. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 49. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Marieluise Fritze, Renate Friedersdorff, Berta Peiser, Joh. Schmidt, Otto Trümpler, Ernst Kohl, Marg. Braunig, G. Bammert, F. Berger, Georg Stäglich, Anna Riefe, Frau Hagemann, M. Tischmeyer, Werner Ludwig, Fritz Diehl, Fr. Goltze, M. Jenzsch, Frau J. Funger, Rosa Kletscher, Louis Reuter, Gertrud Böge, Frau Krüger, Paul Schola, Richard Schultz, Grete Keferstein, Fr. Martin Kuhne;

von auswärts: Oskar Diettrich, Wernigerode, Walter Stoy, Zittau, Frau Klara Rust, Dölau, W. Lemicke, Wolsen, Frau Elsa Schmidt, Naumburg, W. Fromholz, Döllnitz, W. Müllersdorf, Naumburg, Lina Oertel, Breslau, Gotthold Sembt, Dobritzsch, Georg Voit, Nietleben, Albert Rohrig, Weißenfels, A. Leideritz, Nietleben, F. Geschke, Wettin.

Die Prämie: Halloria, ein Saaleroman, von Dr. Funke, eleg. geb.

entfiel auf **Gotthold Sembt**, Dobritzsch.

Rätsel.

Sie ging mit Eins und Zwei;
Ich gab ihr das Geleite.
Drauf bot ich sie um Eins.
Und sie gab mir das Zweite.

Prämie: Perlen der Weltliteratur, erläutert von H. Normann, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

H. der Hinterhandspieler, macht Wendespiel auf folgende Karte, nachdem die beiden andern gepaßt:

a, b, cB, a10, D; b10, 7; cA, 10; d10.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picaue-Bube, Coeur-Bube, Treff-Zehn, Treff-Dame, Picaue-Zehn, Picaue-Sieben, Coeur-As, Coeur-Zehn, Carr.-Zehn.

Er wendet dB, läßt es bei Farbe und findet noch dK. Das Spiel wird verloren, obwohl die Gegnertrümpfe an 3 und 3 verteilt sind. Die Gegner erhalten schon in den ersten 5 Stichen 78 Augen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skatausgabe aus Nr. 13.

Kartenverteilung:

V. b, c, dB, a10, 9, 8; b10, 9, 8; cA, M. aA, K, D, 7; d10, K, D, 9, 8, 7.
H. aB; bA, K, D, 7; c10, K, D, 9, 8.
Skat: c7, dA.

Spiel:

1. V. bB, aK, aB (— 8). — 2. H. bA, b8, d10 (— 21).
3. H. bK, b10, aA (— 29). — 4. M. dD, c9 . .

Der Spieler kann b9 nicht abwerfen, da dann die Gegner 60 hätten. Er muß stechen, gibt aber dann noch einen Stich auf b9 ab (b9, dB, bD), wodurch die Gegner auf 61 kommen. Abwerfen im 3. Stich wäre widersinnig, da dann H. b10 doch gefangen würde.

3. H. bK, b9, d10 (— 14). — 4. H. bD, b10, aA (— 24).

Die Gegner kommen also hier sogar bis 67 (ohne den Skat).

Meine verehrten Hausfrauen!

Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den

Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"

als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Muckaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Überall zu haben. — Alleinige Fabrik

Robert Brandt, Magdeburg.

Willy Fuhrmann

Oberammergau im bayer. Hochgeb.

Spezialhaus echt oberbayer. imprägniert-wasserdichter Gebirgs-

Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel

für Beruf, Reise u. Sport

f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen. Jedes Stück wird nach Maß angefertigt.

Spezialität:

Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.

Reich illustr. Katalog II u. Musterkollektion kostenlos.

Das verkaufte Ich.

Von **Georg Hirschfeld.**

Es war ein goldblauer Sommertag in Stockholm. Auf der breiten Kaiserstraße promenierten die eleganten Fremden und die frischen, unbekümmerten Einheimischen. Amerikaner vom letzten Schiff begegneten den blonden Mädchen aus Dalecarlien. Man freute sich aneinander, Panamahut und Spitzmütze. Dicht am Wasser, über das eiserne Geländer gebeugt, standen Männer und Burschen, dem nationalen Vergnügen hingegeben, das keine Polizei verbot: sie angelten. Viele interessierte Zuschauer hatten sie aus dem armen Volke, das sich um das glänzende Treiben der Straße nicht kümmerte. Jedes zappelnde Fischlein wurde mit Jubel begrüßt. Nur ein etwa dreißigjähriger Mann, der sich abseits hielt, blieb ernst und schweigsam. Er sah nur widerwillig zu. Schließlich richtete er sich auf. Ein bitteres Lächeln kam auf die schönen Züge des herkulisch gebauten Mannes. „Seht Du! Es stimmt! Ja, die verachteten Fischchen!" Gleichmütig ging Mutter Riechers an ihren Herd zurück. Zu Mikkel Carlsson aber war es aufgeblüht. Welche Gelegenheit! Die Alte war schon dumpf und stumpf. Die Alte mußte ihm das Rezept verraten. Was nützte es ihr noch? Er aber kannte von der Reede her die großen Konservenfabriken. Er konnte sich ein Patent geben lassen und dem ganzen Sardinenhandel an der schwedischen Küste Konkurrenz machen.

Mutter Riechers überlebte den Aerger nicht, aber Mikkel Carlsson war das gleichmütig. Er wurde in drei Jahren ein reicher Mann. Das große Los war wieder einmal im letzten Augenblick gezogen worden. Genie hieß Glück, und Mikkel lachte in seiner Löwengesundheit die Welt aus. Wie konnte man nur ein armer Schlucker bleiben? Wie war das menschenmöglich? Eines nur wurmte ihn, daß er Herrn Simon Nansen, der ein so vorzüglicher Ratgeber für ihn gewesen, nie mehr zu sehen bekam. Er hätte ihm so herzlich gern sein Glück gezeigt. Aber es hieß, daß Herr Nansen ins Ausland gegangen sei. Er war wirklich wie der Gottseibeiuns nach seinem Rat in die Erde gesunken.

Etwas Schwefelgeruch blieb zurück. Mikkel entbehrte, außer seinem Triumph vor ihm, den Advokaten auch anders. Herr Nansen war der einzige Mensch, außer den Gelehrten vom anatomischen Institut, der die Ursache seines Glückes kannte. Wenn Mikkel jetzt so recht ins Blaue starrte, bis dorthinaus, wo kein Wölkchen sein durfte, wünschte er den Kontrakt doch noch rückgängig zu machen. Zuweilen betastete er sich, als ob er sich selbst als Fremdkörper fühlte. Das war ein höchst ungemütliches und den Frieden störendes Gefühl. Ungefähr, als ob einem der ganze Leib eingeschlafen wäre und wachgerieben werden müßte. Aber es ging vorüber. Mikkel hatte ja viel zu viel zu tun. Er arbeitete den ganzen Tag. Er verheiratete sich. Er hatte viele schöne Kinder. Ein großes, modernes Haus bewohnte Mikkel ganz allein, dicht bei der Fischkonservenfabrik, die für halb Europa nichts als falsche Sardinen exportierte. — Aber wenn man im Reichtum endlich das richtige, fette, kugelrunde Behagen gefunden hat, möchte man es auch restlos haben. Jede Lücke muß ausgefüllt werden. Sonst ist das Glück kein Glück. War Mikkel Carlsson in dieser ausgezeichneten Lage. Die Welt schwor darauf. Seine Angestellten, seine Kunden, seine Kinder. Nur seine Frau beobachtete allmählich die Nachtseiten des sonnigen Mannes. Harriet war eine treue Seele, ein tüchtiges, einfaches Weib. Sie hatte schon soviel für ihren Mikkel erreicht. Ihr unliebe hatte er das Trinken gelassen und war einem Mäßigkeitsverein beigetreten. Was konnte ihn so bedrücken? Warum schlief er so schlecht? Eine Last mußte auf ihm liegen, eine abscheulich schwere Last. Er träumte stets von etwas Grausigem. Er rief immer wieder: „Laßt mich los! Ich muß ihn wieder haben!" Bei Tage wurde er allmählich bleich und zerstreut.

Eines Morgens holte Harriet es aus ihm heraus. Sie entsetzte sich, denn sie war frommer Leute Kind. Er hatte seinen eigenen Körper den Gelehrten verkauft? Sie sollte, wenn sie seine tüchtige Witwe

Wie man auf ehrliche Weise zu einem hübschen Kapital kommt?" „Laß mich überlegen, Mikkel." Der zwerghafte Grankopf stand neben dem blonden Riesen im vollen Sonnenschein. Prüfend wanderten seine listigen Augen den langen Weg von Mikkels Füßen bis zu seinem Kopf empor. Spott und Neid lagen in Herrn Nansens Zügen. Dann sagte er plötzlich: „Etwas weiß ich. Und du brauchst nicht einmal die Hände darum zu rühren. Du trägst ja beständig ein hübsches Kapital mit Dir herum — Advokat?" „Du selbst, mein Schatz. Deine eigene prachtvolle, kerngesunde Persönlichkeit. Mach's wie der alte Cederlund und verkauf Dich bei Lebzeiten an das königliche anatomische Institut. Du wirst viel besser dabei fahren, als Cederlund, denn der war ein elender Greis, und du bist Mikkel Carlsson. Sowas haben die Gelehrten gewiß noch nicht unter die Finger bekommen. Auch wenn du so alt wie Methusalem wirst."

Mikkel starrte vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, das geht nicht. Da kann' ich mir zu mein Lebtag wie ein Ochse vor der, vom Schlächter pfundweise ausgeschnitten wird." „Unsinn! Was weiß der Ochse, während er auf der Wiese weidet, davon? Entschuldige den Vergleich, Mikkel. Ich meine nur, was du erreichen und genießen kannst, gilt nur so lange, wie du lebst." Mikkel deutete mit einer sähen Gebärde auf die reichen und frohen Leute der Kaiserpromenade. „Glauben Sie denn, daß es denen da auch gleichgültig ist, wenn nach ihrem Tode mit ihnen geschieht?" „Das ist ganz etwas anderes, Mikkel. Du bist unglücklich, jene sind glücklich. Bist du ein frommer Christ, wenn ich fragen darf?" „Offen gestanden, nein, Herr Advokat." „Ich dachte, du machst dir Gedanken wegen des Jenseits. Das steht jedenfalls fest — nur auf die Seele hat man zu achten. Die ist unverkäuflich. Aber der Leib . . . ." Er sicherte wieder und drehte sich ganz unwillkürlich um. „Ueberleg' dir die Sache! Es ist das Klügste, was du machen kannst!"

Mikkel starrte dem kleinen Manne, dem der Zylinder fast auf den Schultern saß, nach. Grimm und Schmerz herrschten in seiner Seele. Als ihn in diesem Augenblick zwei elegante junge Damen streiften, erst mit interessierem, dann mit bedauerndem Ausdruck, war sein Entschluß gefaßt. Jetzt hieß es, sich dem Teufel zu verschreiben.

Man nahm ihn im königlichen anatomischen Institute äußerst liebenswürdig auf. Aber es war gut, daß Mikkel sofort sagte, was er wolle, denn sonst hätte man ihn wie einen Arbeitsscheuen abgewiesen. Geradezu verliebte Blicke warfen ihm die Herren Gelehrten zu. Wie selbstsam — vornehme, junge Leute, die ihre Sympathie gewiß ganz anders äußern konnten. Jetzt waren sie ernst und geschäftig. Einer machte eine Bemerkung, die Mikkel nicht ganz verstand. „Es liegt doch viel Entsagung in unserem Beruf. Was Jelperson? Wir freuen uns über etwas, was unsere Söhne erst bekommen werden." „Unsere Enkel!" lachte der andere und sah Mikkel bewundernd an.

Der Kontrakt war unterzeichnet. Ein harmloses Stück Papier. Daneben lagen 500 Kronen. Ein Taumel ergriff Mikkel Carlsson. Soviel Geld in seiner Tasche und wirklich ohne die Hände gerührt zu haben! Jetzt war er ruhig. Es hatte ja gar keine Bedeutung, was nach dem Tode geschah. Er suchte das Leben. Aber wo es anpacken? Wie es beherrschen? Mit dem Schneckentempo der kleinen Leute, die ein Geschäftchen gründeten und es langsam gedeihen ließen, wollte er keinesfalls anfangen. Als er Geld in seiner Tasche spürte, war auch der Spekulant in ihm erwacht. Er mußte sofort ein reicher Mann werden. Aber wie?

Halb trunken lief er durch die Stockholmer Straßen. Er hatte sich natürlich sofort sein eingekleidet und sah imposant aus. Er mußte immer wieder lachen, wie respektvoll ihn die Leute ansahen. Er aß und trank sich in noblen Lokalen satt. Abends aber wurde er müde, ohne daß er den Weg, ein reicher Mann zu werden, schon gefunden hatte. Da trieb es ihn instinktiv in seine alte Gegend zurück, zum Hafen. Er wollte bei Mutter Riechers zu Abend essen. Er hatte das Gefühl, als ob er noch gar nichts Ordentliches im Magen hätte.

Mutter Riechers besaß eine schmutzige kleine Kneipe, aber ihre Fischküche war unter den Hafenarbeitern berühmt. Heute traf Mikkel die Alte ganz allein. Sie klagte über das schlechte Geschäft. Mikkel habe wohl in der Lotterie gewonnen? Der fein Gekleidete bejahte lachend und guckte Mutter Riechers in die Töpfe. In einem sah er viele kleine Fischchen liegen, die wohl das Gewöhnlichste waren, was aus dem Meere geholt wurde. Sie gediehen in jedem Brackwasser. Genießen konnte man sie kaum. „Was ist denn das, Mutter?" fragte Mikkel spöttisch. „Bist du verschwenderisch geworden? Das Zeug legst du in dein gutes Oel?" Ich koch' sie ein, mein Junge, und lege ein paar feine Gewürze dazu. Sonst ist es natürlich nichts. Aber wenn sie lange genug in Oel und Gewürz liegen, schmecken sie vorzüglich." „Na, na, Mutter Riechers." „Koste mal! Das sind hier abgelagerte." Er aß nur widerwillig von der Gabel. Dann aber staunte er. „Du willst mich wohl foppen, Mutter? Was? Das sind ja richtige Oelsardinen?" Die alte Frau kicherte. „Sieht Du! Es stimmt! Ja, die verachteten Fischchen!" Gleichmütig ging Mutter Riechers an ihren Herd zurück. Zu Mikkel Carlsson aber war es aufgeblüht. Welche Gelegenheit! Die Alte war schon dumpf und stumpf. Die Alte mußte ihm das Rezept verraten. Was nützte es ihr noch? Er aber kannte von der Reede her die großen Konservenfabriken. Er konnte sich ein Patent geben lassen und dem ganzen Sardinenhandel an der schwedischen Küste Konkurrenz machen.

Mutter Riechers überlebte den Aerger nicht, aber Mikkel Carlsson war das gleichmütig. Er wurde in drei Jahren ein reicher Mann. Das große Los war wieder einmal im letzten Augenblick gezogen worden. Genie hieß Glück, und Mikkel lachte in seiner Löwengesundheit die Welt aus. Wie konnte man nur ein armer Schlucker bleiben? Wie war das menschenmöglich? Eines nur wurmte ihn, daß er Herrn Simon Nansen, der ein so vorzüglicher Ratgeber für ihn gewesen, nie mehr zu sehen bekam. Er hätte ihm so herzlich gern sein Glück gezeigt. Aber es hieß, daß Herr Nansen ins Ausland gegangen sei. Er war wirklich wie der Gottseibeiuns nach seinem Rat in die Erde gesunken.

Etwas Schwefelgeruch blieb zurück. Mikkel entbehrte, außer seinem Triumph vor ihm, den Advokaten auch anders. Herr Nansen war der einzige Mensch, außer den Gelehrten vom anatomischen Institut, der die Ursache seines Glückes kannte. Wenn Mikkel jetzt so recht ins Blaue starrte, bis dorthinaus, wo kein Wölkchen sein durfte, wünschte er den Kontrakt doch noch rückgängig zu machen. Zuweilen betastete er sich, als ob er sich selbst als Fremdkörper fühlte. Das war ein höchst ungemütliches und den Frieden störendes Gefühl. Ungefähr, als ob einem der ganze Leib eingeschlafen wäre und wachgerieben werden müßte. Aber es ging vorüber. Mikkel hatte ja viel zu viel zu tun. Er arbeitete den ganzen Tag. Er verheiratete sich. Er hatte viele schöne Kinder. Ein großes, modernes Haus bewohnte Mikkel ganz allein, dicht bei der Fischkonservenfabrik, die für halb Europa nichts als falsche Sardinen exportierte. — Aber wenn man im Reichtum endlich das richtige, fette, kugelrunde Behagen gefunden hat, möchte man es auch restlos haben. Jede Lücke muß ausgefüllt werden. Sonst ist das Glück kein Glück. War Mikkel Carlsson in dieser ausgezeichneten Lage. Die Welt schwor darauf. Seine Angestellten, seine Kunden, seine Kinder. Nur seine Frau beobachtete allmählich die Nachtseiten des sonnigen Mannes. Harriet war eine treue Seele, ein tüchtiges, einfaches Weib. Sie hatte schon soviel für ihren Mikkel erreicht. Ihr unliebe hatte er das Trinken gelassen und war einem Mäßigkeitsverein beigetreten. Was konnte ihn so bedrücken? Warum schlief er so schlecht? Eine Last mußte auf ihm liegen, eine abscheulich schwere Last. Er träumte stets von etwas Grausigem. Er rief immer wieder: „Laßt mich los! Ich muß ihn wieder haben!" Bei Tage wurde er allmählich bleich und zerstreut.

Eines Morgens holte Harriet es aus ihm heraus. Sie entsetzte sich, denn sie war frommer Leute Kind. Er hatte seinen eigenen Körper den Gelehrten verkauft? Sie sollte, wenn sie seine tüchtige Witwe

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130413027/fragment/page=0001

würde, nicht in Ehren sein Grab pflegen können? Wie entsetzlich! Darunter mußte auch die Seele leiden. Das sah man Mikkel jetzt schon an, denn nur daher kam seine Schlafsolsigkeit. Er hatte sich selbst nicht mehr. Die Trennung von Körper und Seele lehnte Harriet als moderne Philosophin ab. Die Worte des Advokaten Nansen seien Geschwätz gewesen. Man könne sich Mikkel Carlsson nicht ohne Mikkel Carlsson vorstellen. Er habe mit dem Körper auch seine Seele verkauft, und deshalb gelte der Kontrakt nicht. Er müsse augenblicklich in das königliche anatomische Institut gehen und die Sache rückgängig zu machen.

Mikkel gehorchte, aber er war von Zweifeln erfüllt. Die gute Harriet bedachte eines nicht: sein ganzer Wohlstand rührte von dem Kontrakt her. Hätte er ohne das Geld der Anatomen seine Fabrik gründen können? Wäre er jemals der Erfinder der falschen Sardinen geworden? Auch dies war nicht rückgängig zu machen. Ein unergründlicher Kreislauf — zum Tollwerden. Aber er wollte es jedenfalls versuchen. Er kam jetzt als reicher und mächtiger Mann zurück, der den armen Schlucker von ehemals kaufen konnte. Einem großen Geldopfer mußte es gelingen, die Ruhe im Grabe zu bekommen. Der eine Mikkel streichelte sich unterwegs, als wollte er den anderen Mikkel beruhigen.

Im königlichen anatomischen Institut traf er noch einige Herren von damals, aber sie waren beträchtlich älter geworden. Sie sahen ihn wie grämliche Gelehrte an. Es kam ihm vor, als ob sie ihn jetzt viel weniger liebenswürdig als damals empfingen. Der Kontrevendenkriant imponierte ihnen nicht, und als er seinen Wunsch aussprach, schüttelten sie den Kopf. „Vertrag ist Vertrag. Unmöglich rückgängig zu machen." „Aber ich habe doch ein Recht auf mich selbst zum Teufel!" „Das haben Sie eben nicht mehr!" „Ich biete Ihnen hunderttausend Kronen für meinen Körper!" „Und wenn Sie uns eine Million bieten. Das königliche anatomische Institut braucht kein Geld, sondern Leichen". Mikkel taumelte zurück — jetzt sahte ihn die Sache furchtbar an. Dann erkannte er plötzlich die ganze Tiefe des Daseins und lachte bitter. Da sah er, wie ihm die Gelehrten forschend in den Mund blickten. „Sie haben sich ja zwei von Ihren prachtvollen Zähnen ausziehen lassen? Das hätten Sie nicht tun dürfen." „Ich hatte Zahnschmerzen, Herr Doktor!" „Das ist gleichgültig. Sie hätten uns mindestens vorher davon Mitteilung machen müssen. Das steht im Kontrakt." „Also wenn mir mein Fuß krank wird, darf er nicht amputiert werden? Wenn mir die Haare bis zu den Schultern wachsen, darf ich sie mir nicht schneiden lassen?!"

Er stürzte davon. Er besuchte den ersten Advokaten der Stadt. Aber der machte ihm wenig Aussicht auf Gewinnung des Prozesses. Schließlich riet der lustlustige Mann dem reichen Mikkel dasselbe, was Herr Nansen dem armen geraten hatte: er solle sich um den Tod nicht weiter kümmern und den Kelch des Lebens bis auf die Neige trinken. Daran hielt sich Mikkel. Ein lachender und wütender Trotz erfüllte ihn. Noch gehörte er ja sich selbst. Nachher mochten sie mit ihm machen, was sie wollten. Weib und Kinder waren auch nichts. Nur er, nur er allein, Körper und Seele! . . . Aber in den Mäßigkeitsverein konnte er heute nicht gehen. Dafür paßte er nicht mehr. Harriet durfte ihm das nicht übel nehmen. Er besuchte lieber mehrere andere Lokale und gelangte erst am nächsten Vormittag zu seiner Frau. Das Lallen des Betrunkenen konnte Harriet nicht verstehen. Aber sie dachte sich schon was vorgefallen war. Erschüttert stand die Arme am Bett ihres schnarchenden Mannes. „Das ist schlimm", flüsterte sie. „Das ist schlimm — für's Leben".

Der Sturm im Glase Wasser.

Humoreske vom schwachen Geschlecht.

Von **Hans Ludwig zur Wehre.**

„Du könntest mir einen rechten Gefallen tun", sagte Richard Hamann, noch ehe er sich's in dem behaglichen Klubsessel seines Freundes hinreichend bequem gemacht hatte.

Karl Röder, seines Zeichens wohlbestallter Rechtsanwalt, mit einer höchst erfreulichen Praxis, sah etwas mißtrauisch aus, denn nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, pflegten die Wünsche seines Besuchers höchst komplizierter Natur zu sein. „Die Vorrede kannst du dir sparen", sagte er mit einem Blick auf die Uhr. Aber Richard Hamann übersah diese zarte Anspielung.

„Ich habe dir übrigens noch gar nicht zu deiner Verlobung gratuliert, alter Junge", holte er aus und streckte dem glücklichen Bräutigam die Hand entgegen, die dieser mit einer Miene beschiedenen Selbstbewußtseins schüttelte. „Ich hätte im Traum nicht daran gedacht daß es eine Frau geben könnte, die dich herumkriegte! Du warst eigentlich ein hoffnungsloser Fall. Aber vielleicht bereust du jetzt wohlwollender über das schwächere Geschlecht, und das wird dir die Erfüllung meiner Bitte sehr erleichtern. Ich möchte dich nämlich freundlichst ersuchen, ein junges Mädchen — eine liebe Bekannte meiner Frau — die sich auf eigene Füße stellen möchte, in deinem Bureau unterzubringen".

„Gott soll mich bewahren!" fuhr Röder in die Höhe und streckte abwehrend alle zehn Finger aus. Er suchte zwar vor dem erstaunten Blick seines Freundes rasch seines Entsetzens Herr zu werden, konnte es aber nicht verhindern, daß er mindestens so verstört aussah, als hätte Hamann ihm den Vorschlag gemacht, ein junges Krokodil in Verwahrung zu nehmen. „Tut mir leid", meinte er dann, und griff nach dem Taschentuch, um sich die Stirn zu trocknen. „Ich bin überzeugt, daß dein Schützling ein Muster aller möglichen Tugenden ist, aber — ich bin nicht in der Lage — ganz ausgeschlossen!"

„Leidest du öfter an solchen Anfällen?" erkundigte sich Hamann milde besorgt. „Schau sie dir doch wenigstens mal an! Sie ist wirklich allerliebst, und von guter Familie".

„Kenne ich!" unterbrach ihn Karl Röder gereizt. „Kenne ich aus eigenster Erfahrung, und — gebrannte Kinder usw. In mein Bureau kommt mir kein Frauenzimmer wieder! Ein für allemal!"

„Aber warum denn nicht, um alles in der Welt?" erkundigte sich Richard Hamann und suchte im Gestl nach der Telephonnummer seines Hausarztes.

Röder sah ein, daß er zu einer Erklärung verpflichtet sei. Er lehnte sich zurück und faltete gottergeben die Hände. „Die Geschichte ist zu verzwickt, um von Anfang bis zum Ende von einem Durchschnittsmenschen erzählt oder begriffen zu werden. Man muß sie erleben, mein Bester, — und ich habe sie erlebt! Aber die Quintessenz sollst du erfahren, wenn's auch nur ein schwaches Abbild des Ganzen gibt".

Richard Hamann zündete sich eine Zigarette an und machte sich darauf gefaßt, das Schlimmste zu vernehmen.

„Wir hatten schon mal eine junge Dame im Bureau", begann Röder in einem Tone, der zum mindesten Mord und Totschlag ankündigte. „Eine junge Dame", wiederholte er und versank in düsteres Brüten.

Sein Gegenüber verlor allmählich die Geduld und fragte schließlich nervös: „Hat sie etwa Selbstmord begangen?"

„Selbstmord?" schrie Röder, sichtlich aufgescheucht durch den Gedanken. „Offentlich nicht, aber was sie in Wirklichkeit getan hat, war noch viel schlimmer! Sie wurde zur Mörderin — zur Mörderin unserer Nerven, unserer geschäftlichen Fähigkeiten, und sie mordete unser altehrwürdiges Bücherbrett-System. „System", sagte er nochmals wehmütig und aufgebracht zugleich und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare in der Erinnerung an alle erlittene Unbill. „Nenne mir das Wort nicht, ich verabscheue es!"

Tatsächlich hatte Hamann überhaupt nichts gesagt und suchte das festzustellen, aber Röder ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Hol's der Teufel!" murmelte er. „Wir hatten schon mal ein Frauenzimmer im Bureau. Du kannst mir also nichts vormachen! Ich weiß alles! Eines Tages", fing er wieder an, „ließen wir eine Anzeige los: „Gesucht junge Dame, die bei Rechtsanwalt Korrespondenz und Buchführung übernimmt. Auf hübsches Aeußere wird kein Wert gelegt" — oder so ähnlich. Umgehend zwei Dutzend antworteten darauf und schickten Bilder und Zeugnisse ein. Eine sah aus wie die andere, und ich konnte mir nicht klar werden, welche von der Kollektion die Brauchbarste gewesen wäre. So machte ich einfach die Augen zu, tippte mit dem Finger ins Blaue und traf so meine Wahl. Weiß heiß sie, — Susi Weiß!

„Niemals" — Karl Röder hob den Zeigefinger zur Erhöhung der Feierlichkeit seiner Warnung — „niemals lasse dich mit jungen Damen ein, die Weiß oder gar Susi heißen! Sie war durchaus nicht häßlicher als andere Mädels, — eine Spur! Es war so'n zierliches, bobbelhaariges Ding, und du würdest sie wahrscheinlich hübsch genannt haben. Sie machte den Eindruck, als sei sie viel zu zart für diese profane Welt, und als ob sie mit einem gütigen Wort um den Finger zu wickeln, aber, Richard, ich weiß es jetzt, — das sind gerade die Schlimmsten!

Am ersten Tage überanstrengte sie sich keineswegs. Sie huschte überall herum, schloß mit jedermann Bekanntschaft und schnupperte in alle nur erreichbaren Papiere hinein. Dabei machte ich die Entdeckung, daß sie mit Vorliebe das elektrische Licht über ihrem Pulte anbrannte, was, nebenbei gesagt, ganz unnötig war. Aber ihr Haar schimmerte dann wie pures Gold, es war — übrigens", unterbrach er sich etwas heftig, „schente ich ihr nie besondere Aufmerksamkeit! Du weißt doch, ich hatte damals gerade mit dem Fall Teubert mächtig zu tun.

Eines schönen Morgens kam sie in mein Zimmer gesegelt und beschwerte sich über die Unpünktlichkeit des Laufburschen, weil das Unglücksbuhn ein paarmal fünf Minuten zu spät mit der Morgenpost erschienen war. Sie meinte, das verschöne ihr den ganzen Arbeitsplan. Ich hielt das für etwas übertrieben, aber mache du mal einer Frau klar, daß sie übertreibt! Kurz, der Bursche bekam seinen Rüffel und Susi Weiß rechtfertigt ihre Frühpost. Ich kann nicht leugnen, daß ihre Pünktlichkeit allerseits wohltuend wirkte, und fing schon an, mich mit ihrer Gegenwart zu versöhnen, als sie zur zweiten Attacke vorging. Tiesmal mußten unsere guten, alten Aktenregale daran glauben. Sie behauptete, nur leicht verschleiert, daß diese noch aus der Biedermeierzeit stammten, und ein Schandfleck in einem modernen Bureau seien. Was willst du machen, alter Junge! Wenn eine Frau einen neuen Registrierschrank haben will, so kriegt sie ihn so gewiß, als nur was — besonders, wenn sie Susi Weiß heißt!"

„Sag mal", erkundigte sich sein Zuhörer schüchtern, „war denn das neue — System nicht gut?"

„Aber natürlich, einfach großartig! Man fand alles auf den ersten Griff, von den Ehescheidungssachen an bis zu dem letzten Brief meines sonst so schüchternen Sekretärs an meinen Quälgeist. Du brauchst gar nicht so erstaunt die Augen aufzureißen! Alle Leute im Bureau tanzten nach ihrer Pfeife. Sie war aber auch wirklich bildhübsch!" sagte er noch einmal leise vor sich hin, und ein träumerisches Lächeln erschien auf seinen Lippen. „Und kein Mensch wunderte sich schließlich darüber, daß sich meine Schreiber darum rissen, ihr den Bleistift zu spitzen, oder ihr beim Fortgehen in den Mantel helfen, und es galt als ein besonderes Ehrenamt, um das mitunter leidenschaftliche Kämpfe entstanden, dem kleinen Sprühteufel mit den Madonnenaugen das Pult abzustäuben. Sie nahm alle diese Huldigungen mit einer allerliebsten Selbstverständlichkeit entgegen und transzendierte uns ohne Manquantierschen, daß es eine Pracht war. Sie setzte es sogar an einem besonders heißen Tage, wo auch die Widerstandskraft des tüchtigsten Rechtsanwalts erlahmen mußte, bei mir durch, daß sie sämtliche Fenster des Bureaus mit Blumenstöcken verbarrikadieren durfte. Ich hatte zwar durchaus nicht die Absicht, in meinen Mußestunden noch Blumen zu züchten, aber Susi Weiß nahm darauf keine Rücksicht. Mit ihrem bezaubernden Lächeln siegte sie bei jedem Kerker über jeden Protest und schwor außerdem feierlich, daß sie ganz allein für ihre bunten Lieblinge sorgen würde. Möglich, daß sie den guten Willen hatte, aber es kam nie zur Ausführung. Sämtliche Angestellte hatten auf einmal ein Talent für Blumenpflege in sich endeckt und huldigten ihm mit so viel Eifer und Erfolg, daß ich ohnmächtiger Mittelenropäer unpöblich einen Preis für künstlerischen Fensterschmuck bekam.

Den Höhepunkt ihrer reformatorischen Tätigkeit erreichte Susi Weiß mit der Zähmung und Dressur von Darkloff. Er war als Arbeiter unübertrefflich und ich schätzte ihn sehr, aber ich glaube kaum, daß z.B. deine Frau ihn gern in ihrem Salon empfangen hätte. Er liebte es, in Hemdsärmeln herumzulaufen, und vergaß sehr gern, den Hut abzunehmen, wenn er ins Zimmer trat, und seine bevorzugte Stellung war's, mit den Händen in den Hosentaschen und den Füßen auf dem Pult aber irgendein Kriegslied mehpfeifend. Das er dabei zutage brachte, pflegte recht brauchbar zu sein. Aber Susi Weiß war nicht nur Korrespondentin, sondern in erster Linie die „junge Dame". Sie machte ihm keine Vorwürfe — o nein! Sie sah ihn ganz einfach an. Das Resultat war verblüffend! Starkloff lief an wie ein frischgekochter Hummer, brachte seine Gliedmaßen auf den vorschriftsmäßigen Platz und war von da an gesittet, wie ein Schoßhündchen.

Die einzige Menschenklasse, mit der Susi Weiß auf Kriegsfuß stand, waren die Laufburschen. Wir hatten eben einen neuen Bursche in drei Monaten, und ich bin überzeugt, daß jeder pro Woche ein Pfund abgenommen hat. Aber sie behauptete trotzdem, sie seien eine bummlige Gesellschaft, und war absolut unzugänglich in puncto sterbender Großmütter oder heiratender Tanten, was den Familiensinn der Jünglinge natürlich stark verletzte. Ich hatte die Geschichte schließlich satt und machte Susi Weiß die Ankündigung, wenn ihr der jetzige Sklave auch nicht passe, müsse sie für den nächsten selbst aufkommen. Am selben Tage noch wurde er an die frische Luft befördert.

Dafür erschien Fräulein Weiß in eigenster Person mit der strahlenden Miene eines Maitages und stellte mir ihre neue Errungenschaft von Laufburschen vor. Lieber Richard — es war ein Mädchen!

Sieht du, das schlug dem Faß den Boden aus!" schloß Karl Röder. „Am Ende habe ich doch meine Rechte als Mann und Chef eines Rechtsanwaltsbureaus von besteem Rut. Ich konnte mich nicht eine Minute länger derartig von einem so winzigen, goldhaarigen Geschöpf unterbutten lassen, und wenn sie noch so beredte Augen hatte! Und da — — —"

„Natürlich — selbstverständlich!" sagte Hamann leicht bekümmert. „Du hast sie entlassen!"

„Entlassen?" schrie Röder in stärkstem Protest. „Für was für einen Esel hälst du mich denn, Mann Gottes! Ich habe sie geheiratet!"

Der Rest war Schweigen.

Um während die beiden Männer sich noch gegenüberstanden und einander anstarrten, öffnete sich leise die Tür und eine reizende Erscheinung betrat den Schauplatz der Geschichte, gefolgt von einem nicht weniger netten jungen Mädchen.

„Lieber Schatz", sprach die Erscheinung in den süßesten Tönen, „ich habe alles zum Besten für dich geordnet. Ich stelle dir hiermit Fräulein Lorenz vor, die mein Werk im Bureau fortsetzen wird. Ich habe ihr die genauesten Instruktionen erteilt und hoffe, du wirst mit ihr ebenso zufrieden sein wie mit mir!"

„Wie du denkst, mein Liebling!" murmelte der zärtliche Gatte mit einem Blick auf seinen Freund, der alle Kommentare überflüssig machte.

Im bosnischen Türkenhause.

Von **Hugo Pitsl.**

Es sei gleich im Vorbinein bemerkt, daß der Mostim in Bosnien nur ein Weib als eine Gattin besitzt; wenn dieser Fall eintritt, dann hat der Herr Gemahl sicher längere Zeit in Asien geweilt und sich dort mit der Vielweiberei befreundet. Es gelt leicht als Zeichen einer Doppelehe. Der Kur-an (fälschlich Koran) verlangt deshalb auch, daß für jede Frau ein eigener Haushalt eingerichtet werde. Das kann von ärmeren Leuten nicht geleistet werden und daher sinkt die jüngere Gattin oft zur Dienerin der älteren herab. Eine häßliche, eifersüchtige Hanuma (Ehefrau) machte der jüngeren das Leben derart sauer, daß diese zu einer Nachbarin flüchtete, selbst dort von der Eifersüchtigen förmlich überfallen wurde und ganz fortziehen mußte. Da sie sehr schön war, fand sie bald einen braven Gatten, denn das Lösen des Ehebandes geht ebenso rasch von statten wie das Wiedervereinigen. Auch der Witwer führt schon nach 14 Tagen eine neue Braut heim, die seinetwegen auch Christin sein kann. So manche Oesterreicherin teilt bereits Leid und Freud' mit einem mohammedanischen Lebensgefährten.

Ihre weiblichen Angehörigen sowie kleinere Knaben finden jederzeit Einlaß in das stets versperrte Türkenhaus, gute Bekannte männlichen Geschlechts, auch junge Oesterreicher, aber erst dann, wenn sich vorher die Frauen und Mädchen in das Haremlik zurückgezogen haben. Hat der Nachbar, selbst wenn er ein Andersgläubiger ist, das Vertrauen des Türken gewonnen, so betrachtet ihn dieser als halben Verwandten, von dem sich selbst die Mädchen nicht zu ängstlich fernhalten und mit dem sie sich ohne weiteres in ein Gespräch einlassen. Erwachsene Jungfrauen fragen sogar den in einer abgelegenen Gasse nach der Straßenlaterne suchenden Fremdling ohne Scheu: „Was sucht Du?" Dieses „Du" ist und bleibt ein trauliches Wort im Verkehr mit den naturwüchsigen Bosniern. Nie klingt es frech, im Gegenteil, fast poetisch, wenn sich ein Vätiender mit den Worten nacht: „Herr, hilf mir!", oder „Herr, ich bitte Dich". Man muß die Sprache des bosnischen Volkes — es ist die wohlklingende serbische — kennen, sich dadurch das Vertrauen der Einheimischen erringen und man wird die Nation achten lernen, der wir unseren Kulturmenschen formen mit der Zeit schon nach, daß sie auch bereits viele Türken akademische Bildung.

Es geschieht die und da, daß die Türkin ihre österreichische Nachbarin (aus Schwabiza) besucht, doch nur, wenn das männliche Personal nicht im Hause ist. Kommen die Dienerinnen mit, so nehmen sie aus Respekt auf dem Fußboden Platz. Die Notwendigkeit der vielen unnützen Einrichtungsgegenstände, namentlich in unseren Küchen, können sie nicht begreifen. Die Mohammedanerinnen Bosniens sind unstreitig viel hübscher als ihre christlichen Schwestern. Erstens gehören sie einem anderen Stamme an, der auch bei den Männern stattlichere Erscheinungen zeigt, denn die Mostims sind die eigentlichen Nachkommen der mit eingewanderten Kroaten vermengten alten Illyrier. Die Serben siedelten sich erst zu Beginn der Türkenherrschaft in größerer Zahl im Lande an. Zweitens bildeten die Türken den Adel des Landes; ihre Frauen konnten sich besser pflegen, und wo es anging, ergänzten die Beys, Aags und ähnliche Magnaten ihren Harem mit aus Aesthetik sachsen Slavinnen aus den Nachbarländern.

Im eigenen Heim bewegt sich die Türkin vollkommen frei, doch sorgen hohe Holzmauern oder Planken für Abwehr unberufener Blicke. Durch diese zuweilen mehr als hochtoste Vergrenzung machen die Gassen im Orient einen so unfreundlichen Eindruck. Wer fleißig Entdeckungsspaziergänge in abgelegene Gäßchen macht, dem gelingt es nicht selten, durch ein zufällig offen gebliebenes Tor eine unverschleierte Frau zu erblicken. In der Regel fallen jedesmal die plump gefärbten Wangen sofort auf. Die Augenbrauen werden geschwärzt, und an Kitter auch die Haare. Durch das Färben der Fingernägel gelangt eine tückische Portion der orangeroten Farbe auf die Handflächen und läßt sie recht unappetitlich erscheinen.

Ihren religiösen Vorschriften genügt die Türkin im Hause, denn die Moschee ist ihr fast das ganze Jahr verschlossen. Nur während des Ramasan-Monats, der berühmten Fastenzeit der Muslimanen, dürfen ihre Frauen die und da in das Gotteshaus, wo ihnen eine Art Fastenpredigt gehalten wird.

Bei aller glühenden Begeisterung für seine Auserwählte betrachtet der Moslim das Weib doch nur als ein minderwertiges Geschöpf, das außer dem Hause nirgends mitzureden hat; daher sieht man in der Tscharsia, dem originellen Geschäftsviertel der Orientalen in Sarajevo, fast nie eine Verkäuferin. Sehr selten werden für ein paar Stunden arme Türkinnen auf dem Markte geduldet, die, auf offener Straße kauernd, irgendwelchen Kram den Fremden anbieten.

Die bosnischen Türkenmädchen sind heiteren und sanften Charakters; freilich gibt es auch Ausnahmen. Man hört sie viel singen, wie der Bosnier überhaupt mit Vorliebe irgendeine Melodie vor sich hinsummt, wo immer er ist, am liebsten aber im Freien.

Noch in Urgroßväterzeiten bekam der türkische Freier das Antlitz seiner Zukünftigen selten zu sehen vor der Hochzeit, doch hat man leider diese strenge Sitte gemildert. Es pflegen sich die Mädchen erst im heiratsfähigen Alter zu verhüllen, und wo die Mama weniger streng ist, beginnt man damit ein, zwei Jahre später. Es werden auch z. B. zum Maisfolbenschälen die jungen Leute der Nachbarschaft eingeladen, nehmen, nach Geschlechtern geordnet, Platz, und unterhalten sich mit Scherzen und Singen. Findet ein Bursche an einem Mädchen Gefallen, so wirft er ihr einen Maiskolben in den Schoß; beginnt ihn die Empfängerin sofort zu schälen, so ist dies ein günstiges Zeichen. Jeden Freitag nachmittag ist sozusagen behördlich gestattete Feniterin (Gelegenheit). Die Eltern werben es weder den Töchtern noch dem Anderer, einen ganzen Nachmittag beim Hausior im Geplauder zu verbringen, das sich stets in der bildreichen poetischen Sprechweise des Orientalen bewegt. Das Haus selbst darf vom Freier jedoch erst am Tage der Hochzeit betreten werden.

Verabredete Entführungen kamen in früheren Zeiten häufiger vor. Auch heute liest man in den Zeitungen von solchen Vorfällen, doch geschehen sie jetzt meistens gegen den Willen des Mädchens und stellen sich als roher Gewaltakt dar. Kann ein Freier auf gar keine andere Art die Einwilligung der Eltern seiner Angebeteten erlangen, so schneidet er ihr als offener Attache die Dimija auf, dadurch der Verschmähten Ansehen und Ehre jedoch den größten Schimpf anmend. Um es von diesem Makel zu befreien, müssen sich die Eltern zum Jawort bequemen, obwohl der Attentäter nach den Gesetzen der Scheria 3 Jahren Kerker verurteilt werden darf. Der seinet Sache sichere Freier schickt gewöhnlich eine ältere Frau als Brautwerberin (Swatitsa) ins Haus der künftigen Schwiegereltern, denen er Geschenke überschickt. Die Sitte verlangt es, daß gar viel hin und her verhandelt wird, bis endlich die Hausfrau selbst den Kaffee bringt, der, wenn er bitter ist, eine abschlägige Antwort bedeutet, im andern Falle aber die glückliche Zusage. Der Kleinkaufsmann erhält Geschenke zugesandt, und tags darauf wird der Termin der Trauung bestimmt.

Rubinen aus Tonerde.

Wenn wir den kostbarsten Edelstein, den Diamanten, einer heißen Stichflamme aussetzen, so verbrennt er. Das Resultat der Verbrennung ist reine Kohlensäure, denn der funkelnde Edelstein ist nichts anderes als reiner Kohlenstoff, der dem Stoff nach nichts anderes als die gemeine schwarze Kohle, von der wir für wenige Pfennige viele Pfunde einkaufen können. Nur dadurch unterscheiden sich Diamant und Kohle, daß jene ihm die kleinsten Teilchen, die Kohlenstoffmoleküle, in besonderer Weise gerichtet und geschichtet sind, daß es sich hier um kristallisierten Kohlenstoff handelt. Das alles wissen wir, aber wir können einstweilen Kohlenstoff der Mutter Natur ihr Kunststück nicht nachmachen.

In der Liste der Edelsteine folgen auf den Diamanten die Edelkorunde, nach ihren verschiedenen Färbungen als Rubine, Saphire und so weiter benannt. Auch hier hat uns die Chemie genauen Aufschluß über die Zusammensetzung gegeben. Korund ist kristallisierte Tonerde, ist dem Stoffe nach nicht viel anderes als irgendein irdener Tontopf oder Ziegel. Freilich hat uns die Chemie auch gelehrt, daß in der schlichten Tonerde wiederum ein glänzender Geselle, das Aluminiummetall, steckt, daß Tonerde durch die Verbindung von zwei Teilen Aluminium und drei Teilen Sauerstoff entsteht, und im elektrischen Ofen nutzen wir diese Wissenschaft aus, trennen wir durch die Kraft des Stromes den Sauerstoff vom Metall und erschmelzen das reine Aluminium.

Diese Tonerde ist nun der Grundstoff aller Korunde. Wringen wir ihr sie rein, so gelangt zur Kristallisation, so entsteht ein diamantähnlicher Stein, der weiße Saphir, auch wohl Leukosaphir genannt. Ist die Tonerde hingegen mit Metalloxyden versetzt, so zeigt der bei der Kristallisierung entstehende Edelstein eine Färbung. So kennen wir den roten Korund oder Rubin. Wir kennen eine bläuliche grüne Art, den orientalischen Smaragd, ferner eine blaue Form, den Saphir, weiter violettblaue Steine, die orientalischen Amethysten, gelbe Steine, die orientalischen Topase, und zahlreiche andere Varianten. Vom Rubin speziell wissen wir, daß die rote Färbung durch Beimischung von Chromoxyd hervorgerufen wird.

Auf Grund solcher Wissenschaft hat man seit langem versucht, künstliche Rubinen herzustellen. Dabei und auch im Folgenden soll das Wort künstlich immer so verstanden werden, daß derartige Steine zwar im Laboratorium erzeugt werden, daß sie aber im übrigen den natürlich vorkommenden Steinen durchaus wesensgleich sein sollen. Man nahm also chemisch reine Tonerde, fügte eine wenig reines Chromoxyd hinzu und schmolz das ganze in der Hitze des Lötrohres zusammen. Man erhielt kleine linsengroße Schmelzflüsse von rötlichem glasartigen Aussehen, in welchem sich unter dem Mikroskop die Kristallsternkluft des Rubins nachweisen ließ. Dagegen waren diese Schmelzprodukte stets mit Bläschen und Sprüngen versetzt. Abgesehen davon, daß die Flüsse für Schmuckzwecke überhaupt zehr klein waren, konnte man also von einer völlig gelungenen Darstellung nicht sprechen. Der Zuweiter kann die mit dem Lötrohr hergestellten Rubinflüsse mit der Lupe sofort von natürlichen Steinen unterscheiden. Diese Versuche lehrten jedenfalls, daß die natürlichen Verhältnisse, unter denen die Edelkorunde entstanden sind, sich wesentlich von den Verhältnissen vor dem Lötrohre unterscheiden müssen. Die Vermutung lag nahe, daß hier ebenso wie bei der Entstehung der Diamanten wohl sehr viel höhere Temperaturen und starke Drucke mitgewirkt haben mögen.

Auf dieser Erkenntnis hat die moderne Chemie mit gutem Erfolge weiter gebaut und unter Benutzung der sogenannten Thermidversahren werden heute künstliche Edelkorunde von großer Vollkommenheit hergestellt. Die Thermitschmelzer selber verdanken wir einem Deutschen, dem **Doktor Hans Goldschmidt in Essen**, der mit dieser Technik verwandte neue metallurgische Verfahren erreicht hat, Schmelzhutzen und Legierungen, die früher unmöglich waren. Das Goldschmidtsche Grundthermit ist eine Mischung von metallischem Aluminiumpulver und Eisenoxyd. Eisenoxyd, zu deutsch auch wohl Rost oder Hammerschlag genannt, ist eine Verbindung des metallischen Eisens mit dem Sauerstoff. In einem Molekül sind drei Eisen- und Sauerstoffatome eng und innig vereinigt. In die Chemie ebenso wie das menschliche Leben Wahlverwandtschaften kennt, so kann man diese Verbindung von Eisen und Sauerstoff wohl mit einer Ehe vergleichen, und diese Ehe ist recht glücklich, solange kein Störenfried auftritt. Der ist aber leider in Form des blauen Aluminiums gegeben. Unter gewöhnlichen Verhältnissen bleiben die Zustände trotzdem unverändert. Der Sauerstoff wird sich seiner alldenden Zuneigung zum Aluminium nicht recht bewußt. Sobald aber außerordentliche Verhältnisse auftreten, sobald etwa an einer Stelle das Thermit durch eine Zündpille stark erhitzt wird, reißt sich der Sauerstoff vom Eisen los und wirft sich dem Aluminium an der Hals. So wartig ist die Liebe, solche Gluten werden dabei entfesselt, daß das ganze Gemenge sich in wenigen Sekunden auf etwa 3000 Grad, auf die doppelte Hitze des weißglühenden Eisens erwärmt. In dieser alldenden Flüssigkeit, denn bei solcher Hitze geht alles in Schmelz, in der Flüssigkeit finden wir nun das neue Paar Aluminium und Sauerstoff zu geschmolzener Tonerde vereinigt, während das verlassene Eisen, der betrübte Dritte, in metallischer Form vorhanden ist.

Nach diesem Prinzip lassen sich nun sehr verschiedene Thermite zusammenstellen. Das Schema wird immer so lauten, daß ein reines Metall und ein Metalloxyd mit einander innig gemischt werden und daß die Verwandtschaft des Sauerstoffes zu dem reinen Metall eine erheblich größere sein muß, als zu demselben Metall, mit dem er bereits zu Oxyd verbunden ist. Dann wird bei der Entzündung immer eine heftige Reaktion eintreten und es werden große Wärmemengen frei und entstehen feurige Schmelzflüsse. So hat man bei spielsweise ein Calcium-Chromoxydthermit zusammengestellt. In dem Pulver befindet sich also das reine Calciummetall, jenes silberweiße Metall, welches in der Verbindung mit Sauerstoff und Kohlensäure unseren gemeinen Mauerkalk ergibt. Des weiteren enthält das Pulver Chromoxyd, d. h. eine Verbindung des Chrommetalles mit Sauerstoff. Wird dies Pulver durch eine heftige Zündpille entflammt, so wird die Ehe Chrom-Sauerstoff gesprengt. Der Sauerstoff reißt sich vom Chrom los und geht mit dem Calcium eine Verbindung ein. In dem feurigen Schmelzflusse haben wir also wasserdünnge schmelzen Kalkstein und metallisches Chrom.

Dies Thermit benutzt man weiter zur Rubinerzeugung. Man setzt ihm chemisch reine, fein geschlämmte Tonerde zu. Dabei sind Zusätzungen verhältnisse zu so wählen, daß nach der Schmelzung auch noch einiges Chromoxyd vorhanden ist. Es kommt hier auf eine genaue Tosierung an, die nur durch jahrelanger Erfahrung gewonnen werden kann.

Wird in einer derartigen richtig zusammengestellten Mischung nun die Reaktion eingeleitet, so entsteht dabei, wie gesagt, heißer flüssiger Kalk und geschmolzenes Chrom. Aber auch die Tonerde gerät in der fürchterlichen Hitze ins Fließen und Schmelzen. Bei richtiger Dosierung muß weiter das Calciummetall so knapp beigegeben sein, daß überschüssiger Sauerstoff vorhanden ist, der mit dem Chrom als Chromoxyd verbunden bleibt. Das Chromoxyd löst sich dann in der geschmolzenen Tonerde. Wir haben nun also eine feurig-flüssige Schmelze, die aus einem Gemenge von Kalk und dem Grundstoff des natürlichen Rubines besteht. Eine kurze Zeit läßt man die Schmelze stehen, damit ihre Bestandteile sich entsprechend der verschiedenen Schwere voneinander scheiden können. Dann fühlt man sie schnell und gewaltsam ab.

Der Effekt dieses Verfahrens ist ein vorzüg-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130413027/fragment/page=0002